

daß de 14 Tage vom Teifel freemst, daß de deine Knuchen im Schnupptichel heemtroin konnst, daß de Zähne speist. — Ich hoob d'ch naa, daß de klaabn bleibst. — Ich schloi d'ch, daß de's dunnern ni nich hörst. Ich hau dr eene rein, daß de de Engel singn hörst. Ich gaa dr poor a de Zähne, daß de se konnst an Bauche suchn. Ich moch dich ze Quorke. — Ich goa dr eene, daß de nimmich koannst an Seeger sahn, daß dr Giehrn und Sahn vergieht. — Kriegt e paar hintern Bahnhof, daß de denkst, der Zug gibt ab. — Ich hau dr eens ufn Klupp, daß de Plattfüße kriegt. — Ich reiß dr'sch Gescklinke ausm Leibe und hängs aufn Zaun.

Harmloser, aber auch derb genug sind folgende Drohungen, die besonders gern auch von der besorgten Mutter dem unfolgsamen Kinde gegenüber angewendet werden: Ich war dich glei ufn (oder: in) Trab bringen. — Ich werd dr glei Beene machen, glei Feuer unter die Beine machen, dr ufs Dach steigen, dich in Schwung bringen. — Ich war dich glei lehrn, was 's Pfund Butter kost't, oder: was de Meße Basen kost't. — Ich war dr eens in de Bornefür (= Gesicht) gaan. — Soll'ch dr eene pflanzen. — Da hoot'n gebrannt. — Se tun Straubfoke ziehn. — Dan soll mer mit dr Rodehake oabreihn. — Ar kriegt hoahnebüchene. — Ich schwalb (papp, pflanz, schieß) dr eene (= ich geb dir eine Ohrfeige). — Ich war de Peitsche tanzen lassen. — Ich war dich am Schlaffstücken fassen. — Ich war dich an der Kartause oafassen. — Ich war dr de Haare kämnen. — Ich war dich glei ban Wickl nahm.

Zu all diesen zahlreichen Umschreibungen gibt es noch viele einfache Tätigkeitswörter für „prügeln“: verhauen, zerkeilen, zurechtrücken, zerladern, zerdreschen, einschlagen lassen, verwalken, zwienern, zrmurksn, zermöschln (von Mörser), zrbirln (von Birl-Hammer), zrschissn, zrmöalgern, zrschissln, versohln, durchwischen, zrsaadern, zrsantern, zrbirschn, schäften, zrmöbeln, kalatschen, verbengln, zrwadln.

Diese reiche Blütenlese von sprachlichen Wendungen für denselben Begriff ist nicht nur ein Beweis für die Ausdrucksmöglichkeiten unserer Lausitzer Mundart, sondern auch ein anschauliches Zeugnis für die Bedeutung des „Prügelns“ und aller Handgreiflichkeiten im Lausitzer Volksleben sowie für die Derbheit des Lausitzers.

Von einer alten Blumenstube

Von Franz Kössler, Schirgiswalde

Just am Eingangstore zu den Felsen des Elbsandsteingebirges liegt hart an der böhmischen Landesgrenze die Blumenstadt Sebnitz. Ein Bach rauscht mitten durch das Tal, in das die Stadt eingebettet ist. Der Talgrund geizt mit seinem Raume. Raum haben Markt und ein Duzend Straßen Platz darin gefunden. Die übrigen Straßen sind echte Bergstraßen. An allen Berglehnen klettern sie hinauf. Überall hocken die hübschen Häuser. Hoch oben thront die Grenadierburg. Wie ein Wächter schaut sie hinab ins Tal und auf das Städtlein. Doch halt! Ein Städtlein darf man die Blumenstadt nicht mehr nennen. Das war einmal. Eine gar ansehnliche, schmucke Stadt ist sie geworden, frisch und rasch gewachsen wie ein Dirndl. Es gibt nicht viel Städte im Sachsenlande, die die Blumenstadt übertreffen an Schönheit der Lage, geschweige denn in Bezug auf seine hübschen Bauten. Die alten, wackligen Weberhäuschen von einst sind fast alle verschwunden, nur wenige haben ihr Dasein gerettet und hocken nun vergrämt zwischen ihren neuzeitlichen Nachbarn. Die Berglehnen ringsum sind wie besät mit Häusern. Das ist das neue Sebnitz, das weithin bekannt ist als Blumenstadt. Aber nicht den lebenden Kindern Floras verdankt Sebnitz seinen Namen. Hier ist der Mittelpunkt einer jungen Industrie, hier werden künstliche Blumen in gewaltigen Mengen gefertigt. Was für einen gewaltigen Berg würde es ergeben, könnte man alle die Sträuße und Ranken, die hier entstanden und

in die Welt hinausgingen, zu einem Haufen aufgetürmt sehen. Der alte Tanzplan würde verwundert auf diesen Rosenberg schauen. Wie stark hier die Blumenmacherei betrieben wird, lassen die Hunderte von Firmenschildern erkennen, die man an den Häusern sieht. Fast in jedem Hause werden Blumen und Blätter gemacht. Mit Recht tragen die Briefe und Postkarten den Stempel „Blumenstadt“. Blumenfabriken künden sich nicht durch rauchende Fabriksschote an. Solche gibt es hier nur wenige, denn das Blumenmachen ist ein sauberes Handwerk, eine schöne Kunst. Flinke Mädchenhände sind ihre Urheber. Das Blumenmachen gehört auch nicht zu den lärmenden Arbeiten. Fein still geht es dabei zu. Nur beim „Aus schlagen“ gibt es Geräusch. Wer durch die Straßen der Blumenstadt geht, hört zuweilen aus den Häusern helle Schläge fallen. Sie rühren von den Ausschlagern her, die mit mächtigen Holzschlegeln auf die eisernen Stangen schlagen, um aus den Stoffen die verschiedenartigsten Blattformen herzustellen, die sich dann später unter den kundigen Händen des Färbers und Formers zu zarten Blütenblättern umwandeln. Als Unterlage dient ein gewaltiger Klotz. Dieses Ausschlagen ist aber im wesentlichen der einzige erwähnenswerte Lärm, den die Blumarbeit verursacht. Die übrige Arbeit geht still vor sich, wie es sich ja eigentlich beim Werden der zarten Kinder Floras geziemt. So ist es wohl noch heute.

Wer aber vor einem Menschenalter durch das alte Sebnitz, da es noch ein schüchternes Städtchen war, wanderte, der konnte doch noch etwas anderes hören, als wie das eintönige Gehämmern der Holzschlegel. Wer nur die rechte Zeit traf, dem schallte aus den großen und kleinen Häusern frischer Mädchengesang entgegen. Da blieb so mancher Fremdling stehen und horchte verwundert zu. Und ebenso verwundert riß er die Augen auf, kam er zur Vesperzeit an schönen Sommertagen durch die Straßen. Denn da saßen auf den Stufen vor der Haustüre, auf Gartenbänken oder im grünen Rasen Duzende von schmausenden Blumenmädchen. Denn das war so üblich: An schönen Tagen wurde vor der Tür gevespert. Sichernd und schwäzchend verzehrten sie die gewaltige „Schniete“ und tunkten sie fleißig in den buntgeblühten Kaffeetopf, den sie im Schoße hielten. Das war ein Bild, wie ich es in keiner anderen Stadt geschaut. Heute gehört es vergangenen Zeiten an.

Zu jener Zeit gab es in Sebnitz fast nur kleine Blumenfabriken, die etwa 10–20 Mädchen beschäftigten. Die Industrie steckte erst in den Anfängen. Montags früh kamen die Blumenmädels in Scharen aus dem benachbarten Böhmen, Sonnabends zogen sie in gleicher Weise heim, das unvermeidliche Körbchen am Arm und das bunte Kopftuch über dem Haare.

Gar vieles hat sich geändert im Laufe der Zeit. Damals war Sebnitz noch ein kleines Städtchen von etwa 5–6000 Einwohnern. Die Häuser waren noch nicht so stattlich wie heute. Die Blumenmädchen wechselten selten ihre Stelle. Meist blieben sie bis zur Verheiratung in derselben „Fabrik“. Sie schloßen die Woche über im Hause ihrer Arbeitgeber und erhielten von ihnen auch die Kost. Und nun hinein in die Blumenstube. Helle Räume sind ein Hauptfordernis bei der zarten Blumenarbeit. Darum die vielen Fenster in den Blumenhäusern. Die Mädchen saßen an einem langen Tische. An der unteren Schmalseite hatte die Meisterin, „Frau“ genannt, ihren Platz. Sie arbeitete von früh bis abends mit, beaufsichtigte die Muster, änderte oder besserte bei Anfängern und überwachte die Lehrlinge, die in ihrer nächsten Nähe saßen. Emsig formten die geschickten Finger der Blumenmädchen die Blätter zu allerlei Blüten und wickelten sie zu Ranken und Buketts zusammen, die dann beim „Serrn“, so wurde der „Fabrikherr“ allgemein genannt, abgeliefert wurden.